Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 128 (1987)

Artikel: Ein besonderer Frauenberuf ...
Autor: Schlatter-Brechbühl, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033977

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein besonderer Frauenberuf . . .

. . . ist mein Beruf nicht. Ich bin Pfarrerin. Nichts Besonderes deshalb, weil ich seit bald 20 Jahren an diesen Gedanken gewöhnt bin: in der dritten Klasse begann es damit, dass der Pfarrer uns Religionsunterricht erteilte. Und gleich in der ersten Lektion erzählte er, was er als Pfarrer so alles tut und was er lernen musste, um diesen Beruf ergreifen zu können. Ich war fasziniert. Griechisch, Hebräisch, Latein, fremde Sprachen mit teilweise anderen Schriften, als ich sie eben in der Schule gelernt hatte . . . und ich ging nach Hause und sagte: «Mami, ich will Pfarrerin werden». Die Reaktion meiner Mutter war beachtlich. Sie sagte in einer Seelenruhe: «Nun ja, dann wirst du eben Pfarrerin. Dies ist ja ein Beruf, der auch Frauen offensteht». Und sie bügelte weiter.

Und so ist es wirklich: in der reformierten Kirche gibt es seit mehr als 50 Jahren Frauen im Pfarramt. Begonnen hat es in der Schweiz in einer kleinen bündner Berggemeinde. Sie wählte — gegen den Willen der bündner Landeskirche! — eine Frau ins Pfarramt. Diese Entwicklung war von da an nicht mehr aufzuhalten. Inzwischen sind ein Drittel bis zur Hälfte aller Theologie-studierenden (an reformierten wie katholischen Fakultäten) Frauen. Und auch wenn nicht alle dieser Theologinnen dann Pfarrerinnen werden, so zeigt es doch, dass mein Beruf wirklich nichts Besonderes ist. Dennoch werde ich etwa gefragt: «Pfarrerinnen, gibt es das überhaupt?» Und ich stehe doch da als lebendes Beispiel dafür, dass es «das» wirklich gibt. In der reformierten Kirche zumindest.

Es gibt aber auch Unterschiede . . .

zwischen einem Herrn Pfarrer und einer Frau im Amt. Wer ist dafür besorgt, dass der Pfarrer immer ein sauberes, gebügeltes weisses Hemd hat? Selbstverständlich seine Frau oder seine Haushälterin. Wenn ich aber einmal feststellen muss, dass keine meiner weissen Blusen mehr wirklich weiss sind, dann gibt es Nachtarbeit mit Waschen und Bügeln. Denn einer Frau wird ein ungebügeltes Kleidungsstück nicht verziehen.

Dass Kleider überhaupt ein Thema sind, dies unterscheidet mich wohl auch von meinen männlichen Kollegen. Die Frauenmode kennt immer noch eine grössere Vielfalt als die Männermode. Und so wurde ich mit der Zeit eine wahrhafte Künstlerin im Umkleiden. Ich bin überzeugt, dass ich mit meinen Umkleidezeiten den Sprung ins «Guiness-Buch der Rekorde» problemlos schaffen könnte. Sogar während des Autofahrens (vor einem Rotlicht!) habe ich mich schon von «jugendlich-legère» in «festlich-elegant» verwandelt. (Unter uns gesagt: es war keine so grosse Kunst. Ich habe lediglich einen weiten Pulli mit einer eleganten Jacke vertauscht.) Dieses Umkleiden geschieht aber nicht meiner eigenen Eitelkeit wegen. Diese äussere Verwandlung hat einen inneren Grund. Denn so verschieden die Kleidung ist, so verschiedenartig sind auch die Situationen, denen ich als Pfarrerin begegne. Ich trete ein Stück weit in das Leben anderer Menschen, begleite sie, habe Anteil daran. Und jede dieser Begegnungen ist so unvergleichlich, wie jeder einzelne Mensch es ist. Die Situationen und Begegnungen folgen sich, und ich muss mich innerlich so schnell auf die neuen Gegebenheiten einstellen, wie ich die Kleider wechsle. Kleider sind mir also eine Hilfe, mich auch innerlich auf Neues einstimmen zu können.

Mit Eitelkeit ist im Pfarramt nicht weit zu kommen. Nehmen sie als Beispiel die Frage nach dem Alter. Jugendlichkeit um jeden Preis ist für mich nichts Erstrebenswertes. So bin ich gar nicht begeistert, wenn ich vor dem Unterricht von einem Pater mit einem väterlichen «Sali» bedacht werde. Ebenso wenig freut es mich, wenn meine Schülerinnen mich gut zehn Jahre älter schätzen!

(Dann zieht es mich vor den Spiegel, der mir dann bestätigen muss, dass sich soo alt dann doch wieder nicht aussehe. Und der Spiegel tut mir meinen Willen. Er ist ja geduldig).

Es hat auch seine Vorteile, Frau zu sein . . .

weil kein Mensch, der mich nicht kennt, meinen Beruf errät. So kann es einem Bettler an der Pfarrhaustüre schon einmal passieren, dass er auf die Frage, ob der Herr Pfarrer zu Hause sei, von mir ein kategorisches Nein zu hören bekommt. Leider habe ich mit dieser Methode nur selten Glück, denn ich werde trotz allem für würdig befunden, das nächste Bier zu finanzieren.

Oft erlebe ich aber auch lustiges. Da fuhr ich einmal für eine Trauung mit der Hochzeitsgesellschaft auf die Rigi. Plötzlich, kurz vor der Ankunft an der Bergstation, stöhnt meine Banknachbarin: «Und dann noch dieser Gottesdienst um viertel nach drei!» «Wenn ich mich recht erinnere, beginnt er um drei Uhr». «Desto besser!» meinte die Frau. «Weshalb?» will ich wissen, «ist es besser, weil der Gottesdienst dann schneller vorbei ist?» Sie strahlt mich an und bestätigt: «Genau so habe ich es gemeint.» Ihren Schreck können sie sich vorstellen, als um drei Uhr ich mich als «der Pfarrer» entpuppte. Selbstverständlich habe ich ob dieser Episode gelacht. Denn solche Ehrlichkeit ist mir bedeutend lieber als ein falsches «frommes» Gesicht beim Anblick des Pfarrers. Mit dem Pfarrer oder der Pfarrerin verhält es sich nämlich ähnlich wie mit der Verkehrspolizei; wenn die Kolonne ohne ersichtlichen Grund plötzlich nur noch mit 40 statt der erlaubten 50 km/h fährt, dann steht bestimmt ein Polizist am Strassenrand. Der Polizist oder die Polizistin ist also das personifizierte schlechte Gewissen aller Strassenbenützerinnen, und der Pfarrer oder die Pfarrerin ist genau das gleiche im religiösen Bereich. Doch dies ist nur wichtig für Menschen, die im Moment keine grösseren Probleme haben. Und für Mann wie Frau im Amt ist die Aufgabe doch gerade die, für die anderen da zu sein. Für Menschen in schwierigen Lebenssituationen!

Der Terminkalender, nicht die Uhr . . .

bestimmen das Leben im Pfarrhaus. Einmal deshalb, weil diese schwierigen Situationen nicht etwa dann sichtbar werden, wenn ich gerade so schön Zeit hätte. Ein Todesfall, eine kritische Ehe- oder Lebenssituation, ist wichtiger als jede Uhrzeit. Und ein ganzes Tagesprogramm kann durch eine aktuelle Notlage umgestossen werden. Die Uhr habe ich abgeschafft, seit mir eine Tageszeitung als Neuabonnentengeschenk eine geschickt hat, die so laut tickte, dass ich mit der Zeit fast verzweifelte. Bei längerem Nachdenken spüre ich auch, dass ich vor allem genaue Uhren nicht ausstehen kann. Kein Mensch «geht» so genau, wie eine Quarzuhr. Vielleicht bin ich von meinem Beruf her schon so gespurt: ich habe mit den Unregelmässigkeiten des Lebens zu tun, nicht mit seinen Regelmässigkeiten. Uhren gibt es überall genug: in Stansstad sehe ich die Kirchturmuhr vom Unterrichtszimmer aus. In Oberdorf haben alle Schülerinnen Armbanduhren, auf die ich mir von Zeit zu Zeit einen Blick erlaube, und in Stans sehe ich die Pestalozzischulhaus-Uhr. Sie hat so ihre Eigenheiten: im Moment geht sie gerade eine Viertelstunde nach. Doch ich weiss es, habe Nachsicht mit ihr und passe mich an. Die Uhr in meinem Auto hingegen geht zwei Minuten vor: damit versuche ich, mich selbst zu betrügen. Wichtig ist dies vor allem am Sonntagmorgen, wenn ich auf dem Weg zum Gottesdienst in Hergiswil oder Stansstad bin: die Uhr benimmt sich, als ob es noch viel später wäre, ich passe meine Fahrgeschwindigkeit der Autouhr an, und so habe ich es bisher geschafft, noch nie wirklich zu spät in der Kirche zu sein.

Die Uhr ist im Pfarramt weniger wichtig als der Terminkalender. Jeder Tag gestaltet sich anders und ist immer wieder voller Überraschungen. Unterricht, Besuche bei Taufel-

tern, Trauernden, Brautpaaren, älteren Menschen, lösen sich ab mit Konferenzen und Sitzungen, Schreibtischarbeit, Predigtvorbereitung . . . Langweilig wird es bestimmt nie! Wie ich daneben den Haushalt meistere? Das Rezept ist recht einfach: zuerst einmal darf ich von mir nicht erwarten, eine Wohnung zu haben, die dauernd staubfrei ist. Also den Fünfer auch einmal grad sein lassen können ist die wichtigste Bedingung. Und dann kommt dazu, dass auch der Ehepartner nicht nur Nachsicht üben muss, sondern aktiv mithilft. Dann ist auch ein Haushalt kein grosses Problem mehr. Und bis jetzt hat sich noch keiner unserer Gäste über Unwohlsein beschwert. Denn wichtig ist in einer Wohnung ja nicht die Einrichtung oder die fehlenden Staubkörner, sondern die Atmosphäre, die in ihr herrscht.

Ein Pfarramt zu führen ist eine sehr vielfältige Arbeit, bei der der Puls des Lebens immer spürbar ist. Also doch ein besonderer Beruf? Ja! Aber kein besonderer Frauenberuf.

Ruth Schlatter-Brechbühl

Berufe im Wandel der Zeit

Der Sattler

Für die Arbeiten überall in Feld und Wald, auch für die Fortbewegung, nahm sich der Mensch die Dienste der Tiere in Anspruch. Dazu brauchte er Geschirre, Reit- und Bastsättel. In ganz früheren Zeiten wurden diese Arbeiten in einfachster Art von geschickten Familienangehörigen angefertigt. Nach und nach entwickelte sich das Handwerk der Sattler.

Bereits schon 1575 erhielten die «Handwerkslüt» vom gesessenen Rat in Nidwalden die Erlaubnis Bruderschaften zu errichten. Das Zunftprotokoll der Schneider und Schuhmacher, denen sich später die Sattler und Gerber anschlossen, begann bereits schon 1598. Damals herrschte der Zunftzwang. In der neuen Bundesverfassung wurde die Gewerbefreiheit verankert. Auch unsere kantonale Gesetzgebung musste deshalb angepasst werden. An der Nachgemeinde vom 10. Mai 1863 wurde der Zunftzwang aufgehoben. Von nun an konnte jeder seinen Beruf ungehindert ausüben.

Die grün beschürzten Sattler, wie sie der Volksmund nannte, waren eigentliche Sattler-Tapezierer. Sie fertigten Lederarbeiten an, hierzulande besonders viele Pferdegeschirre und Glockenriemen, stellten daneben auch Feder- und Obermatratzen, wie einfache Polstermöbel her. Handel betrieben sie in Bettwaren und Polsterartikeln, wie ein Inserat aus dem Nidwaldner Kalender vom Jahre 1898 zeigt. Der Bund war ein beachtenswerter Auftraggeber mit Militärlederarbeiten für unsere Sattlerbetriebe.

Im Nähkloben, später das Nährössli und die Handschaukel-Zupfmaschine waren die wichtigsten Gerätschaften in der Sattlerwerkstatt. Auf Verlangen wurden diese Utensilien auf die Traggabel geladen, um bei der Kundschaft zu Hause die anfallenden Arbeiten zu verrichten. Man ging auf die Stör. Unsere Sattlermeister von damals hatten grössere Hotels als Dauerstörkunden. So finden wir Nidwaldner Sattler-Gesellen auf der Rigi, im Tessin, in Andermatt an der Arbeit. Der Sattler-Tapezierer dieser Zeit war ein echter Handwerker. Wie fertigte er voller Stolz die schönen Fahrtricheln-Riemen und die Pferdegeschirre an, brachte der jungen Braut die bestellten Aussteuerbetten, führte mit dem Handwägeli seine angefertigten Kanapes und Matratzen aus. Dieses Berufsbild hat sich total verändert. Die Jahre nach dem letzten Weltkrieg brachten den grossen Umschwung.

Handel und Fabrik lösten die Handwerksarbeit vielfach ab. Die Technik feierte Triumpfe. Die Zeit des Umbruches war da. Motoren verdrängten die Pferde. Polstermöbel- und Matratzenfabriken brachten fertige Produk-